

12. Sonntag n. Trinitatis, 8.9.2019, Apg. 3,1-10

Liebe Gemeinde, draußen sitzen sie oft, die Bettler, vor unserer schönen Tür zu unserer schöne Kirche. Sie sind auch eingeladen mit hereinzukommen, was sie vielleicht nicht verstehen und was wohl auch nicht ihr Begehrt ist. Das einzige mal, dass ich es in den vergangenen sieben Jahren erlebt habe, dass alle rein kamen, war zur Tafelwoche im Februar 2016. Da haben wir hier alle nebeneinander gesessen, miteinander gegessen, versucht, uns auszutauschen. Es war wie ein kleines Wunder. Von einem Wunder etwas anderer Art, welches vor der schönen Tür des schönen Jerusalemer Tempels geschah, berichtet unser Predigttext aus der Apostelgeschichte.

Auch wenn sie nicht gelähmt sind, sitzen auch heute die meisten Bettlerinnen und Bettler tief unten. Auf einem Karton oder einem Rucksack. Sie sehen unsere Schuhe, vielleicht unsere Beine, selten unser Gesicht. Sie stören unsere Kreise deshalb nur wenig. Sie sitzen und wenn wir es haben, dann können wir unser schlechtes Gewissen mit ein paar Münzen freikaufen.

So war es auch damals vor bald 2000 Jahren an der Schönen Tür des Tempels. Der Bettler, der gelähmt war, wurde täglich von seiner Familie dorthin getragen, dass er mit seinem Betteln doch etwas zum Familieneinkommen mit beitrug. Er konnte nie durch die Schöne Tür treten. Nicht nur, weil er nicht laufen konnte, sondern, weil es Kranken und Behinderten verboten war, in den Tempelbereich einzutreten. Dieser befand sich in unerreichbarer Reichweite hinter der Schönen Tür. Der Glanz, die Freude, die Feste im Tempel waren für ihn eine verschlossene Welt. Zur Strafe der Behinderung kam noch die Strafe

des Ausschlusses aus dem gesellschaftlichen Leben; auch Ausschluss von den Freuden des Glaubens und der Gemeinschaft, vom inneren und auch äußeren Glanz. Als ich am letzten Wochenende zu einer Reise in St.Petersburg sein konnte, wurde uns von den Führerinnen im Sommerschloss der Zaren, Zarskoje Selo und im Winterpalais in St.Petersburg besonders in den großen Thronsälen immer berichtet, wie viel Kilogramm an Blattgold verarbeitet werden mussten, um dem jeweiligen Saal seinen Glanz zu verleihen. So ähnlich stelle ich mir auch das Wunder des Herodianischen Tempels in Jerusalem vor. Für den Gelähmten eine verschlossene Welt.

Da kommen nun die beiden für ihn Fremden, da kommen Petrus und Johannes bei ihm vorbei, um im Tempel zu beten. Und wie gewohnt, spricht er, bittet er sie an. Petrus und Johannes aber kaufen sich nicht mit ein paar Kupfermünzen frei. Sie durchbrechen das gewohnte Schema und machen dagegen Platz für das Wunderbare, geben dem Wunder Raum. Sie weisen noch einmal indirekt auf die Pracht und die Macht des Tempels oder der Herrschenden hin, mit denen sie selbst und der Bettler noch viel weniger zu tun haben: „*Gold und Silber habe ich nicht*“ - Das hatte der Bettler auch wohl nicht erwartet. Dafür aber sagen sie: *Sieh mich an!*“

Als ich ein kleiner Junge war, sagte mein Großvater zur Begrüßung zu mir: „Mach einen Diener und sieh mich an“. Das war anatomisch für einen kleinen Jungen fast unmöglich – einen Diener machen und gleichzeitig einen viel größeren Mann ansehen. Es war wahrscheinlich auch nicht das Ansehen auf Augenhöhe gemeint. Dies würde ich aber Petrus und Johannes zugestehen. Dass sie Blickkontakt wollten – auf

Augenhöhe. Haben Sie das innerlich und äußerlich schon einmal bei den Bettlerinnen hier vor der Kreuzkirche oder an anderer Stelle in Dresden versucht? Es ist manchmal gar nicht so schwer und es tut beiden Seiten gut. Auch wenn man das Gefühl hat, dass den meisten einige Euro lieber wären – ein Kontakt auf Augenhöhe, ein Gruß, ein kleines Lächeln ist oft noch mehr wert. Und es tut uns als Christenmenschen einfach gut, da wir wissen, dass wir bei Gott alle die gleiche Stellung haben. Dass dort kein Mensch erhöht oder erniedrigt wird, wenn er mit tiefem Glauben kommt. Das ist schon eine Anforderung an uns, den Blick zu weiten, das Herz zu öffnen. Und damit können wir schon kleine Wunder erleben und möglich machen. Nach Paul Tillich, einem tollen Theologen aus dem vergangenen Jahrhundert, der zuerst hier in DD Theologie lehrte, kennzeichnet folgendes ein Wunder, auch ein solches, wie es unser Text beschreibt (ich gebe den Text wider, obwohl ich weiß, dass er, wie es uns Theologen oft geht, nicht ganz so einfach zu verstehen ist): „Ein echtes Wunder ist zunächst ein Ereignis, das staunenerregend, ungewöhnlich, erschütternd ist, ohne der rationalen Struktur der Wirklichkeit zu widersprechen. Zweitens ist es ein auf das Seinsgeheimnis hinweisendes Ereignis, durch das eine Beziehung des Menschen zum Seinsgrund offenbar wird. Drittes ist es ein zeichengebendes Ereignis, das in Ekstase erfahren wird. Nur wenn diese drei Bedingungen erfüllt sind, kann man von einem echten Wunder sprechen, Was nicht erschüttert und nur Staunen erregt, hat keine Offenbarungsmacht. Was erschüttert, ohne auf das Seinsgeheimnis hinzuweisen, ist nicht Wunder, sondern Zauberei. Was nicht in Ekstase empfangen wird, ist der Bericht über ein geglaubtes Wunder, aber nicht selbst ein Wunder.“

Ein Wunder, auch das der Heilung des von Geburt an Gelähmten durch die beiden Apostel ist nicht nur eine schöne Geschichte. Dann geht sie uns nicht so viel an. Hier heißt es zum Schluss auch nicht: „Alle waren froh und glücklich über dieses Wunder.“ nein, es heißt: *„Verwunderung und Entsetzen erfüllte sie über das, was dem Gelähmten widerfahren war.“*

Ein Wunder muss uns wohl existentiell angehen. Und wir müssen bereit sein, es zu erkennen, es für und in unserem Leben zuzulassen. Wir haben heute einige kleine Wunder unter uns. Die meisten sind jetzt bei Herrn Cahyadi im Kindergottesdienst. Drei von ihnen wurden heute getauft – im Wundern über ihren eigenen Ansporn dazu und im Wundern über Gottes Zusage zu ihrem Leben. Und wenn wir uns auf Augenhöhe zu ihnen einlassen, können wir auch immer wieder neu staunen über das Wunder des Lebens. Manchmal erfüllt uns darüber Verwunderung, hoffentlich nicht Entsetzen, wie es die erfüllt hat, die die Heilung des Gelähmten erlebt haben.

Kinder können anders über Wunder staunen – und können uns zu diesen Ursprüngen des Lebens zurückführen. Wie Kinder im Grundschulalter, die über „Wunder“ befragt wurden: „Man sollte an Wunder glauben, weil sie einem wieder Mut und Freude geben“, merkt ein Kind an. „Man wird wieder Kind. Man hat neue Phantasie. Die Welt wird ganz bunt“, sagt ein anderes. „Ein Mensch, der keine Wunder kennt, ist kein Mensch“ fügt ein weiteres mit Mut zur steilen These hinzu. Und ein viertes ist fest überzeugt: „Man sollte an Wunder glauben, denn wenn es Wunder nicht gibt, gäbe es dich auch nicht“.

Amen